

(Nachdruck verboten.)

27) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Gestern war er durchs Dorf spaziert und hatte die ausgesucht, die ihm zur Arbeit am tauglichsten schienen. Alle waren gelaufen gekommen und hatten sich angeboten, selbst die alte Schneiderin und die kleine Bill. Die hübschesten waren die tauglichsten. Herr Schmitz hatte sich schon ein Trüppchen zusammengestellt, da kam die Zeit des Wegs — Donnerwetter, war das ein Frauenzimmer!

Der alte Junggesell riß seine blauen Kleinklein auf. Merkwürdig, jahrelang hatte er nur an seine Hände gedacht — Gerberlohe trug ihm die schönste Farbe — nun blieb sein Blick auf diesen braunen Flechten haften, die sich so glänzend, zu einem dicken Nest gesteckt, zeigten.

Links galant zog er die Mütze. „He, junge Frau! Guten Tag!“

Zeit lächelte, daß man all ihre weißen Zähne sah, das leicht bewegliche Blut schoß ihr in die Wangen; sie waren rot wie ein reifer Apfel.

„Jetzt wie ein Hammel.“ dachte Schmitz und ließ einen väterlich wohlwollenden Blick über die junge Frau gleiten; er liebte das Völlige. Wohlbeleibte Menschen waren immer gemüthlich im Umgang; er selbst hatte sich ja auch ein Bündlein zugelegt. Ein instinktiver Selbsterhaltungstrieb zog ihn zu Zeits angenehmer Fülle, die doppelt auffiel zwischen den sehr schlanken, fast hageren Gestalten der übrigen Weiber.

Die war was für ihn! Die wollte er zur Aufwärterin wählen! Ihr freundlich heiterer Blick aus klaren braunen Augen bestärkte ihn noch darin. „No, junge Frau,“ sagte er, „haben Sie et als auch gehört, dat der Schmitz hier sein Residenz ausschlage will? He? Ich brauch' en Frauensperson, die mer et Bett macht un en Tafel Staffee kocht — ich bin simpel gewöhnt — aber en Bettel muß sie aufziehen können un auch en Spaß verstehn. Im übrigen hab' ich jern mein Ruh.“

Zeit sah ihn mit offenem Mund an; sie verstand den Herrn nicht, aber sie lächelte.

Sie gefiel ihm immer besser; die andern waren ihm viel zu geschwind mit dem Mundwerk, besonders die eine, die junge Schwarze, die sie Tina nannten und die mit ihren dreifßen Blicken unheimlich herum funkelte.

„No,“ sagte er wieder und klopfte Zeit auf die Schulter, „können Sie bei mir die Aufwartung machen? Wie sieht et dermit, he? Oder sind Sie zu fein derzu?“

Jetzt erst war ihm ihr ausgeputztes Kleid aufgefallen, dessen Saum handbreit länger war als die Röcke der andern.

Die umstehenden Weiber stießen sich an und ticherten halblaut.

„Se es dem Pittchen sein Fra“, rief Tina laut, „dän haot geäwnt. Eweil haot das Zeit dat Arweiten net mieh neigt, wann hän net bal ales verhoff haot. Dann freilich! Du wann dän Oberkaiser Schandarm net“ —

„Bitte still,“ fiel ihr Zeit hastig ins Wort und zupfte sie am Rock. Und dann mit dunkelrotem Kopf sich wieder zu dem Herrn wendend, flüsterte sie schüchtern, die Wimpern gesenkt: „Ech moß erscht dat Pittchen fraon, hän es e su — e su — ech glauwen net, dat hän et gären sieht.“ Zögernd sagte sie es, sie hätte für ihr Leben gern die Aufwartung übernommen, nicht das Geld war's, das sie lockte — zu essen und trinken hatte sie ja — aber so ein Herr aus der Stadt konnte allerlei Präsente machen, von denen man hier nichts ahnte. Schade, daß mit dem Pittchen jetzt so gar nichts anzufangen war! Wie ein Rasender war er auf und nieder gerannt und hatte geflucht und geschimpft, als er von dem neuen Besitzer der Eichelhütte gehört hatte!

Mit einem Seufzer schlug sie die Augen auf, die feucht schimmerten. „Ech darf jaó net!“

Mitleidig sah ihr Schmitz nach, als sie mit gesenktem Kopf davonschritt — das war ja eine rechte Kreuzträgerin! Und so ein sanftes kreuzbraves Weibchen! — Heute, als der Besitzer der Eichelhütte die Schar segender Weiber besichtigte, bedauerte er wieder aufs neue, die hübsche Zeit nicht darunter zu sehen. Die hätte gewiß nicht so gepölkert und

unbändig hantiert, sondern so nett-gemächlich, wie es einem Mann in seinen Jahren angenehm war. Fast wollte es ihn bedünken, als trieben die Weibsbilder ihre Pöffen mit ihm; da stand die feste Schwarze hoch oben auf der höchsten Leiterstrophe und wippte hin und her, daß ihm der Angstschweiß ausbrach. Und die mit den blonden Zöpfen goß ihm einen vollen Eimer Wasser gerade vor den Füßen aus. Er flüchtete vor die Hausthür.

Da stand er nun in seinen grasgrünen Pantoffeln, die Hände in den Schlafrocktaschen vergraben, einen Schawl um den Hals, mächtige Tabakswolken in den hellen Morgen hinausqualmend. Mit behaglicher Nührung musterte er die Umgebung; so waren ihm die Heimatberge mit ihren runden Buckeln und den daran hängenden winzigen Ackerchen manchmal im Traum erschienen! Und dann dachte er an das Mus, an „Kabas met Grombieren on Orien“, die er sich für heute mittag beim Krummscheidt bestellt, und sein Eifeler Magen knurrte in süßer Erinnerung.

Schmitz zuckelte noch ein wenig vor der Hausthür herum — alles ruhig und friedlich, kein Wagen, kein störender Lärm — nur eine einsame Frauengestalt kam des Wegs; als sie sich bemerkte sah, zögerte sie und trat dicht an die Mauer des Kirchhofs heran.

Schmitz ständerte noch ein wenig vor der Hausthür herum und besichtigte dann seinen Garten. Wenn die hohen Bäume sich erst belaubten, mußten sie einen köstlichen Schatten geben! Möchte die Sonne noch so brennen, hier war's angenehm; man konnte eine Hängematte aufhängen und sanft darin duseln, und dort auf dem grünemoosten Stein Tisch mit der rätselhaften eingemeißelten Inschrift hielt sich der Roselwein gewiß kühl.

Sehr befriedigt kehrte er aus dem Garten zurück; da sah er eine Gestalt am Gitter vorbeischieben, die jetzt still stand und neugierig durch die Stäbe lugte. Als er die Brille aus der Tasche gezogen, mit seinen plumpen Fingern daran gewischt und sie auf die Nase geschoben hatte, erkannte er die Zeit.

„Sieh ens an!“ sagte er erheitert. „Weißt Du auch, meine Tochter, dat ich hent als an Dich jedacht hab'?“

Sie stand verlegen lächelnd. Hinter sich her hatte sie ein Holzwägelchen gezogen, drin saß ein erbärmlicher kleiner Junge.

„Dat es ons Josephche,“ sprach die Zeit, als sie den Blick des Herrn bemerkte.

„So, so — hm, hm!“ Er konnte seine Verwunderung kaum verbergen — wie kam das hübsche, frische Weib zu dem elenden Kind? Der Vater mußte doch gar nichts taugen. Da hatten die Leute doch recht, die den Mißfert einen Säuer und Weiberjäger nannten, so allerlei war ihm hintenherum über den Kert zu Ohren gekommen. Das arme Weib!

„Kommt doch herein,“ sagte er freundlich, öffnete das Gitterthor und zog selbst das Wägelchen in den Garten.

Schüchtern trat die Zeit ein und ließ ihre Blicke an den hohen Stämmen hinauf und hinuntergleiten. Vor lauter Verlegenheit nahm sie dann das Josephchen auf den Arm und herzte es.

Das Gesicht des alten Junggesellen trug alle Zeichen der Anteilnahme. Er klopfte dem Kind die aufgedunsenen Bäckchen und nahm das weiche, blasse Händchen zwischen seine fleischigen Finger. „Du, du, kß, kß, kß,“ machte er und kiselte es am Halschen.

Josephchen verzog das Gesicht und fing an zu weinen; es war kein lautes, kräftiges Schreien, nur ein jämmerliches, dünnes Greinen.

Zeit war heute auch einmal schlechter Stimmung; als sie das Kind weinen hörte, zogen sich auch ihre Mundwinkel abwärts; schön hingen ein paar Thränen in ihren langen Wimpern.

Mit dem Peter war eben gar kein Ausschalt mehr, heut in der Frühe war er nach Haus gekommen, sternhagelvoll. Gelärmt hatte er nicht, er war in einem weit schlimmern Stadium, dem der verbissenen Wut. Sie traute sich nicht heran; aber nachdem er dann ein paar Stunden fest geschlafen, glaubte sie ihn in der richtigen Verfassung, um ihr Anliegen wegen der Aufwartstelle vorzubringen. Aber da kam sie noch gut an!

Wie ein Verrückter trommelte er mit den Fäusten aufs Bett und schrie sie an: ob sie denn noch nicht genug hätte? Noch einen Neuen dazu? „Nä, nä“, brüllte er, raffte sein Kissen auf und warf es ihr an den Kopf. „Du bei dem Stehler? Mein es dat Schlösche — mein moßt et sein! Stehler! Gal Dei Maul!“

Sie wagte gar keine Gegenrede mehr, aber er sprang aus dem Bett, drang auf sie ein und trommelte mit seinen Fäusten auf ihren Rücken wie vorher aufs Bett.

Das waren die ersten Schläge, die sie von ihm erhielt, und wenn er auch durch seine Trunkenheit zu entschuldigen war, übel nahm sie sie ihm doch. Um sich zu trösten, war sie mit dem Josephchen herausgebummelt, in der Richtung nach der Eichelhütte. Eine schmerzliche Reugierde trieb sie, vielleicht daß sie, am Gitter laufend, das Gelächter der andern hören und einen Blick erhaschen konnte in die ihr verschlossene Herrlichkeit.

„Sei es et schien,“ sagte sie und sah sich mit offenem Mund stummend um; noch nie hatte ihr Fuß diesen vornehmen Grund und Boden betreten. Sie ging wie auf Eiern.

Schnitz fühlte sich sehr geschmeichelt, er führte sie in's Haus — das Josephchen konnte derweil draußen im Wägelchen sitzen — und zeigte ihr alle Räume. Mit neidischen Blicken glogten die andern Weiber; da standen sie nur mit geschürzten Röcken und zerzaustem Haar in Nässe und Kehrlicht, und die da wurde herumgeführt wie eine Dame!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chemische Wäscherei.

Die allgemein übliche Wäsche ist mit den Begriffen Seife und Wasser derartig eng verbunden, daß das Sprichwort ein Waschen ohne Rasenmacher als nicht denkbar bezeichnet. Trotzdem hat sich gezeigt, daß die am weitesten getriebene Reinlichkeit für die Kleidung nicht mit Wasser und Seife auskommt, sondern gerade das Wasser ausschließen muß. Es giebt eine ganze Reihe von Gegenständen, welche aus irgend einem Grunde Wasser und Seife nicht vertragen. Man braucht nur eine wollene Hose einmal in klarem Wasser zu tauchen und wird beim Trocknen zweifellos bemerken, daß ein Gewinn an Schönheit des Aussehens kaum zu verzeichnen ist, denn die Form ist sicher verloren und kann auch nicht so leicht wieder hergestellt werden. Manche Farben sind gegen Wasser und Seife auch nicht vollständig widerstandsfähig, so daß man Gefahr läuft, das Muster stark zu verwischen. Schließlich kann man überhaupt mit Wasser und Seife allein nicht alle Flecken, die sich auf Kleidungsstücken finden können, entfernen. Aus diesen Gründen regte der Wunsch nach Sauberkeit die Wahl von anderen Waschmethoden an, und es entstand die chemische oder Trockenwäsche.

Wenn man sich fragt, wodurch Kleidungsstücke im allgemeinen ihr ursprüngliches Ansehen verlieren und schmutzig werden, so muß man in erster Linie neben dem Staub das Fett als Ursache erkennen. Die menschliche Haut ist nie frei von Fett, und da ja die Kleidung mit dem menschlichen Körper vor allen Dingen in Berührung kommt, so findet sich reichlich Gelegenheit zur Fettaufnahme. Das Fett wird auch an der Staubaufnahme, die ja weiter als Ursache des Schmutzes anzusehen ist, gleichfalls nicht ganz unbeteiligt sein, indem ein Haften des Staubes am Stoff hierdurch erleichtert wird. Wenn man also das Fett von der Kleidung fortgeschafft hat, wird man ein reines Aussehen erwarten können. Wie soll nun die Entfernung des Fettes erfolgen? Man mußte einen Körper finden, der das Fett aufnimmt und die Kleidung unverändert läßt. Ein solches Mittel konnte nur eine Flüssigkeit sein, weil nur diese ein gleichmäßiges und vollständiges Durchdringen des Kleidungsstücks ermöglichen konnte. Eine weitere Forderung, die man stellen mußte, wenn der Reinigungsprozess den Anforderungen genügen sollte, bestand darin, daß das Lösungsmittel des Fettes leicht aus den Stoffen zu entfernen ist, damit nicht etwa die Wisfarbe des Schmutzes nur durch eine andre gleichfalls ungehörige Farbe abgelöst wird. Natürlich kann nur ein derartiges Lösungsmittel verwendet werden, das auch in größeren Mengen für einen nicht zu hohen Preis beschafft werden kann. Andre Bedingungen, die noch weiter zu betrachten sind, haben sich erst im Laufe der Zeit gezeigt, als die chemische Wäscherei immer größeren Umfang annahm und sich allmählich zu einem Großbetriebe entwickelte.

Die eigentlichen Fettlösungsmittel sind Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem dementsprechend auch die chemische Wäsche entstand. Das einzige bereits längere Zeit bekannte Lösungsmittel des Fettes ist das Terpentinöl, die bei der Destillation des Terpentinharzes gewonnene Flüssigkeit. Man ist aber von der Benutzung des Terpentinöls immer mehr abgekommen, weil der Geruch aus den Kleidern schwer zu entfernen ist und weil das Terpentinöl leicht verharzt und dadurch auch Flecke erzeugen kann. Die wichtigsten Lösungsmittel für Fett sind Produkte aus dem Erdöl und aus dem Steinkohlenteer. Wenn man Erdöl oder Steinkohlenteer allmählich in einem Gefäße,

welches mit einem Abzugsrohr zum Ableiten der sich entwickelnden Gase und Dämpfe versehen ist, erhitzt, so bemerkt man, daß innerhalb bestimmter Temperaturgrenzen sich wechselnde Mengen von Flüssigkeiten in Dämpfe verwandeln, die dann beim Erkalten sich wiederum zu Flüssigkeiten verdichten. Diese Trennung eines Gemenges durch Erhitzen auf verschiedene Temperaturen unter nachheriger Verdichtung der entwickelten Dämpfe wird als „fraktionierte Destillation“ bezeichnet. Bei der fraktionierten Destillation von rohem Erdöl erhält man zunächst Produkte, die bereits bei gewöhnlicher Temperatur oder nahe derselben verdampfen, z. B. das Naphthalin, das sich bereits unter 20 Grad C. in Dampf verwandelt. Ein andres Produkt ist der Petroleumäther, der zwischen 40 und 70 Grad C. siedet. Dann kommt das Petroleumbenzin, dessen Siedepunkt zwischen 70 bis 90 Grad C. liegt. Der Siedepunkt der Naphtha schwankt zwischen 80—110 Grad C., derjenige des Ligroins zwischen 80—120 Grad C., zwischen 120—150 Grad C. siedet Benzol. Diese Erdölprodukte, deren Bezeichnung übrigens nicht streng feststeht, so daß man den gleichen Namen öfter verschiedenen Fraktionen beilegt, sind ausgezeichnete Lösungsmittel für Fett und haben den Vorzug, daß sie durch entsprechendes Erwärmen leicht in Dampf verwandelt und hierdurch aus den Stoffen, in denen sie sich befinden, entfernt werden können. Die Petroleumprodukte haben außerdem den Vorzug, daß sie in großen Mengen zu erhalten sind, weil sie aus dem rohen Erdöl, bei der Verarbeitung desselben auf zur Beleuchtung bestimmtes Petroleum entfernt werden müssen, da sie wegen ihres niedrigen Siedepunktes das Petroleum zu feuergefährlich machen würden. Ein andres Fettlösungsmittel, das Benzol (auch Steinkohlenteerbenzin genannt), wird durch Destillation von Steinkohlenteer gewonnen. Es war wohl das erste in größerem Maßstabe angewandte Fettlösungsmittel, dessen Benutzung den Beginn der chemischen Wäsche anbahnte. Die Petroleumindustrie entwickelte sich erst seit 1859, während das Benzol bereits 1848 im Steinkohlenteer aufgefunden wurde. Das Benzol hat übrigens keine Bedeutung für die chemische Wäscherei jetzt verloren. Ursprünglich war die Verwendung hierfür die wichtigste Verwendung desselben. Mit der Entwicklung der Teerfarben-Industrie hat sich aber für das Benzol in dieser Technik eine viel vorteilhaftere Verwendung ergeben, weshalb das „Fledwasser“ aus Steinkohlenteer immer mehr verschwindet und durch Petroleumbenzin ersetzt wird.

Die Ausführung der chemischen Wäsche ist im Prinzip sehr einfach. Es kommt darauf an, die für die Lösung des Fettes vorteilhaftesten Bedingungen zu wählen und die lösende Kraft möglichst vollständig auszunutzen. Die Lösung erfolgt am besten in der Wärme, deshalb kann das Benzol erwärmt werden, was aber nicht notwendig ist. Weil aber die Petroleumbenzine infolge ihres niedrigen Siedepunktes leicht verdampfen, wendet man, sobald es sich um einen größeren Betrieb handelt, geschlossene Apparate an, um jeden Verlust an Benzol, der Kosten verursacht, aber auch wegen der Bremsbarkeit Gefahren herbeiführen kann, zu vermeiden. Um das Benzol möglichst gründlich mit dem zu reinigenden Stoff in Berührung zu bringen, läßt man die Kleidungsstücke nicht ruhig im Benzol liegen, sondern sorgt durch stete Bewegung dafür, daß immer neue Flüssigkeitsteile mit dem Stoff in Berührung kommen. Die Waschmaschinen sind nun geschlossene Trommeln, in welche die zu behandelnde Ware mit Benzol gebracht werden. Die Trommel werden in Drehung versetzt und hierdurch die Bewegung des Inhalts bewirkt. Wenn die Behandlung beendet ist, hat man dafür Sorge zu tragen, daß nicht mit Fett beladenes Benzol auf dem Stoff zurückbleibt, wodurch nach dem Verdunsten des Benzins Flecke entstehen müßten. Es ist also eine möglichst vollständige Trennung von Flüssigkeit und Stoff notwendig. Man erreicht dieselbe am besten durch die Anwendung von Centrifugen, in denen die feuchte Ware durch Anwendung der Centrifugalkraft ausgekleudert wird. Die Centrifugen sind Cylinder, deren Wandungen Öffnungen haben. Bei der schnellen Drehung dieser Cylinder wird die Flüssigkeit von dem festen Stoff weggeschleudert. Ein fester Mantel, der den durchlöcherichten Cylinders umgiebt, fängt das Benzol auf, das dann abgeleitet wird. Der Stoff wird nun getrocknet, wenn nicht eine nochmalige Behandlung mit Benzol für notwendig gehalten wird. Bei diesem Trocknen wird gleichzeitig eine Appretur vorgenommen. Man bringt das Kleidungsstück auf durch Dampf geheizte Bretter und bewirkt durch die Wärme ein Wügeln mit Dampf. Bevor diese letzte Arbeit vorgenommen wird, entfernt man noch von den Stoffen Flecke, welche durch Benzol nicht fortgenommen werden können. Wenn die Farbe durch Einwirkung von Säuren gelitten hat, wird beispielsweise der Schaden durch Benzol nicht geheilt werden können, und man muß andre Mittel anwenden. Man versucht, die Wirkung der Säure dadurch aufzubeheben, daß man sie durch eine Base, Ammoniak, in ein Salz überführt. Natürlich muß hierbei sehr vorsichtig vorgefahren werden, damit das Heilmittel nicht etwa für sich einen neuen Fleck hervorruft. Die Entfernung der Flecken, auch „Detachieren“ genannt, ist eine Aufgabe, bei der die Geschicklichkeit und die Erfahrung eine große Rolle spielt, denn man muß durch vorsichtiges Probieren festzustellen suchen, welches Mittel man in dem besonderen Einzelfall mit Vorteil anzuwenden hat.

Das Benzol, welches bereits einmal zur Reinigung gedient hat, wird so lange zu weiteren Wäschen benutzt, bis es derartig mit Verunreinigungen angefüllt ist, daß man befürchten muß, die Kleidungsstücke nicht zu reinigen, sondern am Ende noch schmutziger zu machen.

Es wird dann notwendig, das Benzin selbst zu reinigen. Dies geschieht am besten durch Destillieren, wobei die gelösten Stoffe zurückbleiben, während das Benzin in Dampfform fortgeht und in Vorlagen, die gekühlt sind, verdichtet wird. Auch eine Filtration des Benzins über Knochenkohle und dergleichen kann angewendet werden, doch ist die Destillation das beste und sicherste Mittel zur Reinigung und Wiederauffrischung des Benzins.

Die Anwendung der Petroleumdestillate in der Wäscherei ist wegen der Feuergefährlichkeit nicht unbedenklich. Eine selbstverständliche Vorsichtsmaßregel ist der Ausschluß von Flammen und Feuer in den Arbeitsräumen. Wenn Wärme benützt werden muß, darf nur warmer Dampf verwendet werden, der außerhalb des eigentlichen Arbeitsraumes erzeugt und zugeleitet wird. Es gelingt aber durch diese Maßregeln noch nicht, jede Gefahr zu vermeiden, wenn das Benzin zu ansteigenden Selbstentzündungen neigt, als deren Ursache sich elektrische Funken, die an Transmiffionen und dergleichen leicht auftreten können, erwiesen haben. Man kann dem Uebelstande dadurch abhelfen, daß man etwas Seife in Benzin löst. Aber dieses einfache Mittel kann nicht vollständige Sicherheit schaffen. Je größer die Betriebe werden, um so mehr steigt auch die Gefahr. Bei der wachsenden Ausdehnung der chemischen Wäscherei ist die Frage des Benzinverbrauchs immer dringender geworden.

Es gilt also nunmehr die Bedingung der Feuersicherheit, welche früher beim Kleinbetriebe weniger wichtig war, zu erfüllen. Man ist daher eifrig bemüht, ein andres Lösungsmittel für Fett in die Wäscherei einzuführen, wobei die Feuersgefahr vermieden ist. Natürlich will man auf die sonstigen Vorzüge des Benzins nicht verzichten, sondern verlangt alle guten Eigenschaften desselben auch bei dem Ersatzmittel. Es handelt sich also um gutes Lösungsvermögen für Fett, Billigkeit und leichte Entfernbarkeit aus den behandelten Stoffen. Augenblicklich ist die Frage noch nicht gelöst. Schwefelkohlenstoff, der ein gutes Lösungsmittel für Fett ist, kann kaum als weniger feuergefährlich wie die Erdöldestillate bezeichnet werden und besitzt noch den Nachteil, auf die Gesundheit der Arbeiter schädlich zu wirken. Chloroform ist nicht billig und wird bei Anwendung in größerem Maßstabe auch gesundheitliche Gefahren herbeiführen können. Die größte Aussicht, das Benzin zu verdrängen, besitzt zur Zeit der Vierfachchlorkohlenstoff (Kohlenstofftetrachlorid), ein Stoff, dessen fabrikmäßige Herstellung vor etwa zehn Jahren begonnen wurde. Es ist aber nicht so leicht, Stoffe, wie die Erdöldestillate, auf die man seit Jahrzehnten eingearbeitet ist, plötzlich aus den Fabriken zu verdrängen, zumal den Gegnern des Benzins natürlich auch Freunde desselben gegenübersehen. Jedenfalls ist die Frage des Benzinverbrauchs besonders seit einem Jahre in Fluß gebracht worden, so daß über kurz oder lang eine Aenderung im Betriebe der chemischen Wäscherei zu erwarten ist. —

Julius Ephraim.

Kleines Feuilleton.

g. Die Gegend. „Ja, die Wohnung ist hübsch.“ — die Freundin ließ den Blick noch einmal in die Runde gehen, — „wirklich sehr hübsch. Ich habe es nicht so elegant und modern wie Ihr, aber wohnen möchte ich doch nicht hier, weißt Du, — die Gegend!“

„Gott, ich möchte wissen, was Du gegen die Gegend hast.“ Frau Käthe versuchte ein Aufsehen, es gelang ihr aber schlecht. „Mir gefällt die Gegend recht gut. Sie hat doch sehr bequeme Verbindungen. Und sind die Straßen nicht alle breit und schön? Und haben wir das Tempelhofer Feld und die Heide nicht ganz in der Nähe? Nur zehn Minuten, und wir sind mit den Kindern im Freien.“

„Aber das Volk, das hier wohnt.“ Die Freundin verzog den Mund. „Stört Dich denn das gar nicht? Nein, ich sage, man kann die ganze Straße heraufgehen und trifft nicht einen Herrn und nicht eine Dame, fastisch nicht einen Herrn und nicht eine Dame, bloß solche alten Weiber, die Essen tragen, und Männer in dreieigen Arbeiterröcken. Pfui, nein, solch' Volk, man fürchtet sich, über die Straße zu gehen.“

„Das ist aber wirklich nicht nötig!“ — Frau Käthe schüttelte den Kopf — „Ich weiß nicht, ich bin schon manches Mal spät in der Nacht, wenn mein Mann im Dienst war und ich aus der Oper kam, ganz mitternachts allein hier gegangen, und es hat mich niemand auch nur im geringsten belästigt.“

„Wirklich nicht? ... Nun ja, Du hast Mut. Ich würde mir das nie getraut.“ Die Freundin maß Frau Käthe mit einem bewundernden Blick. „Aber sieh' mal, Du mußt doch selbst zugeben, es wohnt entsetzliches Publikum hier draußen. Nimm bloß das Haus hier. Ich habe vorhin den stillen Portier gelesen. 'n Bierfahrer und 'n Schloffer und 'n Pflasterer und Euer Pluraadbar ist sogar 'n Briefträger, denke, 'n Briefträger! ... Nein, ich danke!“

„Na ja, im Geheimratsviertel sind wir allerdings nicht. Es wohnen aber lauter anständige Leute hier, die sich ihr Brot durch ehrliche Arbeit erwerben. Ich fühle mich sehr wohl hier, und mein Mann auch.“

„Gott, ja, Ihr seid eben anspruchlos!“ Die Freundin zuckte die Achseln. „Ich könnte mich in solcher Umgebung nicht wohl fühlen, ich muß meine Menschen um mich wissen, und die findet man doch nur im Westen, besonders bei uns in der Magdeburgerstraße.“

„Ja, Du bist ja nun auch gezogen.“ — Frau Käthe nickte — „nun es freut mich, daß Du es gut getroffen hast.“

„Na ja gut — was man so gut nennt!“ Die Freundin wiegte den Kopf. „Die Wohnung ist ja ganz niedlich — da kann ich nicht klagen. Und es ist auch ein hochherrschafliches Haus — verschlossen — mit Portier und apartem Aufgang für die Diensthöten — aber, weißt Du, — es sind doch so mancherlei Unannehmlichkeiten.“

„Das ist ja schade! Was ist denn?“ Frau Käthes Gesicht nahm einen teilnehmenden Ausdruck an.

„Gott, was ist denn — eigentlich ist gar nichts. Aber, siehst Du, komisch wirkt es doch. Da wohnt nun auf meiner Etage ein Regierungsassessor, seiner Mann, sage ich Dir, reizend seiner Mann! Aber immer hat er solche, na ja, solche „Damen“ bei sich, man kann schon gar nicht mehr über die Treppen gehen, ohne so einer Person zu begegnen. Eine kommt immer abends und eine mittags, das soll aber 'ne Bankiersfrau aus der Mohltage sein. Ich habe ja meinen lothbarsten Spaß dabei, aber frech ist es doch, nicht wahr? ... Und dann die Etage über mir, die hat eine Landgerichtsrätin. Sie nennt sich Witwe, aber unsre Portierfrau hat mir schon gesagt, sie ist bloß geschieden und nun hält sie Pensionärinnen und vermietet Stuben. Bei der ist eine Zucht, sage ich Dir — eine Zucht, das ist einfach skandalös! Da heißt es immer, es sind Gäste oben; jawohl, nette Gäste, die alle den Hauschlüssel haben und noch nachts um vier eintreffen. Man kann manchmal kein Auge zutun bei dem Spektakel. Aber sonst ist es wirklich recht nett bei uns und, wie gesagt, ein herrschafliches Haus — ein hochherrschafliches Haus!“ —

— Das Sprengen der Eisenbahngleise mit Erdöl hat man in Nordamerika eingeführt, um die Staubbildung hinten zu halten. Dabei haben sich zwei Nebenvorteile herausgestellt. Erstens dringen die atmosphärischen Niederschläge nicht durch die oberen, ölburchdränkten Bodenschichten, sondern rieseln von den Gleisen in die nebenher laufenden Gräben. Zweitens wird das Keimen und Wachsen von Pflanzen seitwärts von und zwischen den Schienen durch das Petroleum verhindert und dadurch die Arbeit des Reinhaltens der Gleise von Unkraut überflüssig gemacht. Zum Schutze der Gleise gegen Unkraut haben, wie der „Prometheus“ nach amerikanischen Zeitschriften berichtet, einige Bahnen der westlichen Unionsstaaten besondere Unkrautverbrenner im Gebrauch, die sich mit einer Geschwindigkeit von nicht ganz 2,5 Kilometer in der Stunde vorwärts bewegen und mit Petroleum geheizt werden. Das Öl wird durch Druckluft zerstäubt und angezündet, und die Flamme durch einen darüber befindlichen Eisenzylinder dicht auf den Boden gedrückt. Dadurch werden die Unkrautpflanzen und -Reime auf dem Gleise vernichtet. Die Unkosten beliefen sich im vorigen Jahre auf 6,24 M. pro Kilometer, wobei ein Apparat rund 1400 Kilometer fährte und dabei im Durchschnitt auf je 1,5 Kilometer ein Faß Öl verbrauchte. —

Musik.

Bei den gegenwärtigen langsamen Fortschritten des AusstellungsweSENS der bildenden Künste haben die sogenannten „Einerausstellungen“ wohl den besten Gegenatz gegen das bunte Bielelei der gewohnten Ausstellungen getroffen: Vorführungen von Kunstwerken eines einzigen Künstlers. In den noch langsamen Fortschritten des Konzertwesens beginnen in gleicher, wenn auch spärlicher Weise, die, etwa so zu nennenden Einerkonzerte beliebt zu werden, dankenswert besonders dann, wenn auch das Um und Auf solcher Konzerte einen erfreulichen Gegenatz bildet gegen das, was sonst üblich ist. So war es am Dienstag mit dem in einfachen Formen allgemein zugänglichen Richard Strauß-Konzert der „Neuen Freien Volksbühne“. Das Programm machte überdies unter dem Schlagwort „Die Kunst dem Volke!“ auf die gemeinnützigen Bestrebungen des Verbandes aufmerksam. Für den Kritiker ist schon die Anlage eines solchen Konzertes eine fremdige Abwechslung in seinem täglichen, durch die „Viel-Konzerte“ erschwerten Amt, und zwar auch dann, wenn nur Geläufiges vorgeführt wird. Diesmal war auch darüber hinausgegangen. Zwar von Novitäten konnte nicht gut die Rede sein, schon weil des Komponisten jüngste Bestrebungen mehr auf dem Gebiet der sozuzagen großen, viele Mittel beanspruchenden Musik liegen. Allein die diesmalige Vorführung durchgehends oder fast durchgehends älterer Werke von Strauß hatte dafür das Interessante, daß man einigermaßen in die früheren Entwicklungen dieses nunmehr so radikal modernen und selbständigen Komponisten blicken konnte. Das Klavierquartett op. 13 (C-moll) gab dazu besonders günstige Gelegenheit. Es ist der Hauptsache nach in älterer Art gemacht, hält sich aber in einer übers Epigonische hinausliegenden Weise vornehm und bringt manche schon ganz merkwürdig eigenartige Einzelheiten, zumal bei dem scherzartigen 2. Satz. Doch auch in diesem, jedenfalls bedeutenden Sage stehen neben derartigen Originalitäten Motive und Wendungen von etwas traditionellerer Art; in 3. und 4. fallen solche noch mehr auf, in diesem sogar mit einigen etwas breiten Stellen. Daß die Herren Galix, Müller, Dechert und der den Klavierpart spielende Komponist selber ihre Sache trefflich machten, insonderheit mit einer feinsinnigen gegenseitigen Unterordnung, muß um so mehr hervorgehoben werden, als das unglückliche kleine Publikum den Klang anscheinend beeinträchtigte. Es folgten Straußsche Lieder, gesungen von Frau Strauß-De Ahna, deren forrekte und ausdrucksvolle Gesangskunst an der lebhaften Zustimmung des Publikums jedenfalls einen guten Anteil hatte. Von den drei Liedern (Legte von John Henry Maday)

war Straußische Eigenart wieder nicht ganz gleichmäßig verteilt; so mütete wenigstens mich das Lied „Morgen“ modernier an als die „Heimliche Aufforderung“. Auf dem Programm standen noch drei andere Lieder (nach Texten von Dehnell, Hündell, Vierbaum) und die Violinsonate op. 18. Die bei solchen Vereinskonzerten übliche Gemütlichkeit, in die sich übrigens die Künstler recht freundlich zu finden schienen, zog den ersten Programmteil so lange hinaus, daß ein Lieferes Hineinschneiden in die Nachtstunde — draußen in Kellers Festsälen — den zu urteilen Beauftragten nicht gut zuzumuten war. Eine schärfere Präzision in diesen Dingen wäre dem konzertgebenden Verein anzuraten. Auf dem hier gezeigten künstlerisch-vollspädagogischen Weg fortzuschreiten wird jedoch für jeden dazu Befähigten ein großes Ehrenverdienst sein. — sz.

Geographisches.

— Ueber die Insel Kreta hielt in der „Geographischen Gesellschaft zu München“ Frau v. Morawetz aus Wien einen Vortrag, dem wir nach einem Bericht der „M. Allg. Ztg.“ folgendes entnehmen: Die Vortragende hat die Insel unmittelbar nach Beendigung der kriegerischen Wirren bereist. Die Insel ist fast durchweg mit Gebirgen erfüllt, die sich in die Gruppen der Weißen Berge (Creta = ori), des Ida und der Berge von Lassithi scheiden. Diese verdanken ihr Entstehen einer Hebung, die vom Südrand ausging, der noch jetzt steiler und unzugänglicher als der Nordrand ist. Der äußerst durchlässige Diluvialboden ruft Erscheinungen zu Tage, wie wir sie im Karst zu sehen gewohnt sind: Wasserläufe verschwinden und kommen oft kurz vor ihrer Mündung wieder an die Oberfläche. Da sich im Westen Talkstiefen und tertiärer Mergel finden, ist hier reichlichere Vegetation vorhanden. Ist auch von den Cypressenwäldungen, die ehemals die Gebirge bis zu den Gipfeln bedeckten, wenig oder nichts mehr zu sehen, so bietet doch Kreta neben Wein und andren Südpflanzen die reichste Ausbeute an Del, nämlich 44.000.000 Kilogramm im Jahr. Leider wurde ein Sechstel der Delpflanzungen während der letzten Kämpfe verwüßt. Die Insel wird begünstigt vom herrlichsten Mittelmeerklima, kühlt doch im Winter der Thermometer selten unter 6 Grad Celsius, während die Sommerhitze, namentlich im Osten der Insel, durch einen ständig wehenden Nordwind gemildert wird; die Kreter erreichen daher ein ungewöhnlich hohes Alter: Leute von 90 Jahren und darüber sind keine Seltenheit, die Bednerin traf selbst einen 102jährigen Greis, der noch vier Sprachen beherrschte und allsommäglich einen bescheidenen Reichtum unternahm. Nur eine furchtbare Krankheit sucht auch die Bewohner Kretas heim, die Lepre; die Opfer derselben wohnen in völliger Abgeschiedenheit in vier Leprosenbüdfern, ihre Zahl ist von 400 im Jahre 1833 auf nunmehr 2000 gestiegen, da man ihnen die Ehe untereinander gestattet hat. Herrliche Landschaftsbilder bietet die Insel allorten; vor allem wurde auf die großartige Aussicht vom Gipfel des Ida hingewiesen: die Südspitze Griechenlands, selbst Cypern und die kleinasiatische Küste sind bei klarem Himmel sichtbar. Aus der Grotte des Ida stammen wertvolle Bronzefunde phönizischer Arbeit (Schwerver, Schilde und Lanzen); sie sind nebst andren wertvollen Altertümern, wie z. B. Thonartophagen, die noch aus der Zeit vor der Feuerbestattung herrühren, im Museum zu Kanada aufbewahrt. Zu den interessantesten Altertümern Kretas zählen auch die auf dem Trümmersfeld des alten Gortyna von Halber 1885 entdeckten sogenannten „Gesezesäulen des Minos“; es ist dies eine Inschrift von 28 Fuß Länge und 5 Fuß Höhe; die 637 Absätze, von denen nur einige 30 fehlen, enthielten genaue Bestimmungen über das Erbrecht, die Gütertrennung, Verheirateter und andre rechtliche Materien. Da Kreta keine Kultur von Ägypten, von Aegypten her, erhalten hat, und Gortyna darum älter als Knossos ist, so kam auch das Labrinth des Altertums mit dem heutigen identisch sein. Dasselbe diente wohl früher wie in letzter Zeit, nicht nur als Steinbruch, sondern auch als Zufluchtsort; die kunstvoll verästelten Gänge sind teilweise nur 1 1/2 Meter hoch und führen zunächst in einer Länge von 625 Meter zum Saal „Trapezi“, von dort zur 400 Meter entfernten Grotte „Mimide“ und von da zum Ausgang zurück. —

Technisches.

— Ueber das Löten, Verzinnen und Verzinken von Aluminium wird der „Technischen Rundschau“ geschrieben: Um Aluminium mit einem andern Metall, dessen Schmelzpunkt niedriger liegt als derjenige des ersteren, zu verbinden, ist es erforderlich, eine vollständig reine, metallisch glatte Oberfläche herzustellen. Dieses hat seine Schwierigkeiten und ist auch die Ursache, warum bis heute noch kein der Praxis genügendes Verfahren zum Löten, Verzinnen und Verzinken von Aluminium gefunden ist. Gehtet wird heute meistens mit der Stichtlampe oder mit der elektrischen Lampe wird geschweißt; beides ist umständlich und auch an Bedingungen geknüpft, die in der Praxis nicht überall erfüllt werden können. Metallisch glattes Aluminium bedekt sich an der Oberfläche sofort unter dem Einfluß des Sauerstoffs der Luft mit einer Oxidschicht, und letztere verhindert stets eine Verbindung anderer Metalle mit dem Aluminium. Beim Löten mit der Stichtlampe wird dieses Oxid teilweise von der Aluminiumoberfläche entfernt, so daß an vielen Stellen eine tatsächliche Verbindung zwischen Lot und Aluminium vorhanden ist, und aus diesem Grund ist dieses Löten bis heute auch das einzige praktisch Brauchbare, aber unvollkommen ist die

Lötung auch. Die Oxidschicht erneuert sich sofort, sobald das Metall mit der Luft in Berührung kommt; um also das Lot auf das vollständig metallisch reine Aluminium zu bringen, ist es nötig, die Oxidschicht unter Luftabschluß zu entfernen. Für den Luftabschluß eignet sich das flüssige Lot selbst ausgezeichnet, wenn nämlich der Lötler nicht mehr mit dem Lötflöber arbeitet, sondern der Lötflöber oben einen Trog hat, in welchem sich flüssiges Lot (1/2 Zinn und 1/2 Zinn) befindet. In diesen Trog werden die zusammenzulötenden Stücke hineingehalten und an den Stellen, an welchen die Lötung erfolgen soll, mit einem geeignet geformten Reiber abgerieben, so daß das flüssige Lot mit dem vom Oxid befreiten Aluminium in Berührung kommt. Daß sich an andern Stellen Lot festsetzt, ist nicht zu befürchten, da eben die Oxidschicht davor schützt. Es muß zuerst das eine, dann das andre Stück mit dem flüssigen Lot überzogen werden, dann werden beide Stücke wieder eingetaucht und zusammengehalten, und nach dem Erkalten ist die Verbindung rein und fest hergestellt. Dieses Lötverfahren geht schneller vor sich wie dasjenige mit Kolben beim Zinnblechlöten und ist auch billiger, da Lötflöber und Salmial nicht in Gebrauch kommen. Soll die Lötung besonders fest ausgeführt sein, wofür man bisher das Aluminium schweißen würde, so wird einfach als Lot reines Zinn im Trog flüssig gemacht. Ein mit reinem Zinn gelötetes Aluminiumstück hält fester als ein geschweißtes. —

Humoristisches.

— Von der Sekundärbahn. Passagier: „Das ist aber doch merkwürdig, so oft ich schon mit dieser Bahn fahre — jedesmal bleibt der Zug auf dieser Stelle da stehen!“
 Schaffner (flüsternd): „Nu, da wärd'n Eäs ja schon so wissen — soll ich Ihnen ooch ä Debbchen Bier mitbringen?“
 — Decadence. Gigerl: „Wie beneide ich diesen Mudi! — Mensch hat schon mit neunzehn Jahren eine Glaxe.“
 — Summarisch. (Aus einer Erzählung.) Sie band ihm beim Abschied ein Tuch um den Hals und die Fürsorge für ihre unerwachsene Tochter auf die Seele!
 („Meggend. hum. Blätter.“)

Notizen.

— Das Deutsche Theater bringt im nächsten Monat Shakespeares „Macbeth“ zur Aufführung.
 — In Opernhause findet die Erstaufführung von „Kain“, Dichtung von Heinrich Vullhaupt, Musik von Eugen d'Albert, in der nächsten Woche statt. — Die erste Aufführung von Otto Ernsts Komödie „Jugend von heute“ im Schauspielhause ist auf den 13. Februar festgesetzt.
 — Von J. J. David erscheint ein neuer Roman „Am Wege sterben“ bei Schuster u. Köfler.
 — Eine zweiaktige Komödie „Die neuen Schildbürger“ von G. Wiegand hatte bei der Erstaufführung im Bremer Stadttheater einen starken Erfolg.
 — Heinrich Hofmanns „Editha“, eine Sage vom Herthasee in Oratorienform, hatte bei der Aufführung in Dessau, einem Bericht der „Voss. Ztg.“ zufolge, einen unbestrittenen Erfolg.
 — „Mandragola“, die vor zwei Jahren in Berlin zum erstenmal in deutscher Sprache aufgeführte Komödie Niccolò Machiavellis, wird in nächster Zeit auch in München durch den dortigen Akademisch-Dramatischen Verein vor geladenem Publikum dargestellt werden. Der Stoff dieser alten Komödie ist nach einer Mitteilung des „Dramaturgischen Instituts“ inzwischen dem Libretto einer Operette zu Grunde gelegt worden, die in der nächsten Spielzeit in Berlin zur ersten Aufführung gelangen wird.
 — Das Wiener „Deutsche Volkstheater“ ist seinen Geiringer los.
 — Die Briefe Ferdinand Freiligraths an seine Stiefmutter und an seine Geschwister sind dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar überwiesen worden.
 e. Ein Denkmal für Erdmann. In Lunéville hat sich ein Komitee gebildet, das sich die Errichtung eines Denkmals für den bekannten Romancier Erdmann zur Aufgabe gemacht hat. Die Ausführung des Denkmals, dessen Kosten durch eine Subskription gedeckt werden sollen, ist dem Bildhauer Bartholdi übertragen worden.
 e. In Boston gastiert gegenwärtig eine japanische Schauspieltruppe, die Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ in prächtiger Ausstattung zur Aufführung brachte. Die Truppe will auch „Othello“, „Hamlet“ und „Richard III.“ in japanischer Sprache zur Darstellung bringen.
 — Von der russischen Censur wurde die Jbsen-Biographie von Henrik Jäger, deutsch von Ischalg, ferner das Drama „Wie man Gutes thut“ von Charlotte Lessler, deutsch von Sophie Lewald (beide Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) verboten. —